

Shabby chic statt aalglatt

Sabine Künzli und Gerhard Stähli beraten Lehrpersonen.
Mit Lack haben sie oft zu tun. Sie plädieren für Lackbewusstsein.

Sabine Künzli ist ehemalige Lehrerin, heute Psychologin und Fachbereichsleitende der Personenzentrierten Beratung für Lehrpersonen, Angebotsverantwortliche Quartalsangebot «Selbstkompetenz» der IWM, PHBern.

Gerhard Stähli ist ehemaliger Lehrer und Schulleiter, heute Berater in der Personenzentrierten Beratung für Lehrpersonen und Dozent für personenzentrierte Themen und Mitleitender im Quartalsangebot «Selbstkompetenz» des IWM, PHBern.



Eine Frau sagt, dass sie lieber sich selber als ihre Mitmenschen enttäuscht. Können Sie dies nachvollziehen?

SK: Ja, das kennen wir. Die Frau passt sich so sehr an und lebt dadurch eher das Leben der anderen, nicht ihr eigenes. Sie macht das, was sie denkt, dass die anderen möchten. Eine zu hohe Anpassung hat mit der Zeit meist einen Preis. Wir beobachten in solchen Fällen, dass die Psyche oder der Körper plötzlich sagt: So nicht. Es gilt dann, meist in Begleitung, Mut und Vertrauen zu fassen, um zum eigenen Standpunkt zu stehen und diesen zu vertreten.

GS: Ich finde interessant, dass es dieser Person bewusst ist und es sich trotzdem nicht verändert. Sie geht davon aus, dass jemand enttäuscht ist. Ob das Gegenüber enttäuscht ist, entscheidet aber dieses. Sie stellt Hypothesen auf, die sie einengen.

SK: Ich frage mich, ob das geschlechtsspezifisch ist. Und ob die Sozialisation der Frauen eher verlangt, dass man eine gute Mutter, Lehrerin usw. ist und dass man das Eigene hinter die Bedürfnisse der anderen zurückstellt.

GS: Auch Buben hören: «Sei lieb, brav, angepasst», und werden für dieses Verhalten belohnt.

Hinter dieser Aussage stecken Glaubenssätze. Welche Glaubenssätze kommen bei den Lehrpersonen vor allem vor?

SK: «Ich mache es allen recht» ist sehr häufig.
GS: Oder: «Ich muss es gut machen.»

SK: Den Perfektionismus finde ich in unserem Beruf sehr gefährlich. «Ich werde erst geliebt, wenn ich es wirklich perfekt mache.» Auch das Anpassertum, dem Frieden zuliebe nichts sagen, ist für mich ein sehr grosses Hindernis, um in Kollegien in eine Auseinandersetzung zu gehen. Oder in Teamarbeiten in etwas Lebendiges reinzugehen.

GS: Im Quartalsangebot arbeiten wir mit hinderlichen Glaubenssätzen. «Ich darf nicht auffallen», zum Beispiel.

SK: Oder: «Ich schaue, dass es allen gut geht», «Ich bin zuständig für die anderen».

GS: Dieses Nicht-auffallen-Wollen ist bei Menschen, die aus Lehrpersonen-, Pfarr- oder Ärztefamilien kommen, verbreitet.

SK: Sie leben in einem Schaufenster. In dieses schaut man dauernd rein, und es ist eine Schande für die Eltern, wenn ihre Kinder nicht gut funktionieren.

Und entweder halten sie sich an diese Normen, oder sie machen gerade das Gegenteil, das gibt es ja auch.

GS: Ja, manchmal brechen sie aus. Ich denke, je angepasster man sein sollte, umso stärker muss man opponieren. Ein wenig angepasst und stark opponieren geht selten zusammen.

SK: Unsere Erfahrung ist, dass diejenigen, welche opponieren, Mühe haben, sich im Leben zurechtzufinden, weil sie fast nicht aus dieser Rolle herauskommen. Sich anzupassen oder mit dem anderen einverstanden zu sein, heisst eigentlich: Ich habe aufgehört, gegen das System, aus dem ich komme, zu kämpfen.

Können Sie dazu ein Beispiel nennen?

GS: Eine Person hat mich angerufen und gesagt, sie sei mit der Schulleitung im Clinch, sie brauche ein Gespräch mit mir. Sie stammt aus einer Familie, in der man nichts angesprochen hat. In der Pubertät hat sie sich zur absoluten Offenheit entschieden. Das ist diese Opposition. So kommt sie als erwachsene Person in ein Kollegium und eckt natürlich an mit ihrem «Alles auf den Tisch legen». Und will jetzt in den Kampf mit der Schulleitung steigen, anstatt zu merken, dass sie selber ein Dazwischen finden muss. Aus einem belastenden Wert auszusteigen, erfordert viel Bewusstsein und Geduld, bedeutet Persönlichkeitsarbeit. Zwischen dem Schweigen und dem Alles-fadengerade-Aussprechen gäbe es ja eine vielfältige Bandbreite.

Und der Mensch kann besser mit dem Dazwischen umgehen?

GS: Ja, die Idee ist, sich zwischen den Polen situationsgerecht bewegen zu können.

SK: Wenn wir merken, dass wir in einem Extrem sind, korrigieren wir leider tendenziell stark in die andere Richtung. Und wir haben vor allem auch Angst vor dem anderen Extrem, was uns an einer Veränderung hindert. Es ist

schwierig, nur wenig und je nach Situation zu korrigieren.

GS: Andersrum sind die Extreme nachher aber auch die Referenz, um diese Bandbreite des Dazwischens zu definieren. Danach kann man lernen, sich zwischen den Polen frei und selbstentschieden zu bewegen. Mir scheint das Erlangen dieser «Wahlfreiheit des Handelns» wichtig.

Es gibt Menschen, die keinen Zugang zu ihren Gefühlen haben. Welcher Lack ist daran schuld?

SK: Ich glaube, ich habe noch nie jemanden beraten, der keine Gefühle hat. Es kann jedoch eine Weile dauern, bis sie sich zeigen.

GS: Es ist sehr plakativ, aber ich denke, Männer haben mehr Mühe als Frauen, Gefühle zu spüren. Wenn ich an meine Männerbanden oder Männerarbeiten von früher denke, ist mir immer wieder aufgefallen, wie arm eigentlich diese Gefühlswelt sein kann. Und ich denke, der Lack kommt vielleicht davon, dass Eltern es nicht aushalten, wenn ein Kind «blöd tut» oder starke Emotionen zeigt. In der Erziehung gibt es ja ganz viele Muster: «Beiss die Zähne zusammen», «Man weint nicht». «Es schneielet, es bielet, d Buebe loufe gschwind» und die Mädchen ziehen Handschuhe an, denn sie spüren es. Wenn ich als Achtklässler weine, bin ich eine Memme und das will ich nicht. Ich habe das Gefühl, für uns Männer ist es schwieriger, zu unseren Gefühlen zu finden. Ich weiss, es ist gefährlich, so klischeehaft über Männer und Frauen zu sprechen. Aber die Literatur und Gespräche mit anderen Männern zeigen, dass es schon etwas Wahres hat.

Wieso ist es im Kollegium oft schwierig, offen, lacklos zu sein?

GS: Man kann gut ausweichen. Es ist zu wenig wichtig. Freundschaften hast du rundum. Emo-



Kursangebot zum Thema**Intensivweiterbildung**

Quartalsangebot 1 – Selbstkompetenz (April– Juli)

Holkurse

Werte als Motor meines Handelns

Elternarbeit konkret – Kommunikation mit Eltern

tionen zeigen braucht Zeit. Im Kollegium fehlt sie. Oder Direktheit hat eine fatale Auswirkung: Ich werfe dir etwas an den Kopf, die Reaktion ist schwierig, ich bereue, es gesagt zu haben. Diese Negativerfahrung blockiert späteres Ansprechen.

Was müsste passieren, dass Sie arbeitslos würden?

GS: Es bräuchte ausschliesslich Eltern, die den Kindern Werte einer offenen Streitkultur und einer Kultur der Differenzverträglichkeit vorleben. Das wäre viel wert – aber keine Garantie für unsere Arbeitslosigkeit.

SK: Menschen sind unterschiedlich und Gefühle haben ihre Eigendynamik. Sie sind manchmal aufsässig. Solange Lehrkräfte auch Lernende sind, werden wir nicht arbeitslos. Die heutigen Kinder können übrigens besser Gefühle zeigen, weil man sie nach ihren Wahrnehmungen fragt. Sie werden besser abgeholt, heute.

Angenommen, Sie hätten freie Hand und volle Geldbeutel. Was würden Sie in der Ausbildung von Lehrpersonen zugunsten von Lacklosigkeit verändern?

SK: Es bräuchte eine gute Begleitung in der Selbstreflexion. Zum Beispiel Supervision. Wenn man die PH abgeschlossen hat, ist man aber nicht fertig. Man muss dranbleiben. Erfahrung ist in diesem Beruf meist von Vorteil.

GS: Die StudentInnen sind oft noch im Erziehungsprozess der eigenen Eltern drin. Lebenskrisen, die zu «Lackarbeit» und zur Selbsterziehung einladen, treten oft später ins Leben. In der PH-Grundausbildung kann man Biographiearbeit nur bedingt erfahrungsbasiert an-

bieten. Am Anfang steht Fachdidaktik im Zentrum. Persönlichkeitsentwicklung lässt bei Älteren etwas anklingen und bewegen. Die Jungen finden sie oft interessant, sie greift aber weniger ins verändernde Tun.

Es gibt Lehrpersonen, die kein Interesse an Offenheit haben. Woher kommt dieses Desinteresse?

SK: Das ist verhärteter Lack. In der Sozialisation hat man das Desinteresse mitgekriegt. Es wird aufrechterhalten, weil es funktioniert. Man denkt: Es gibt nur viel zu tun. Ich rechne lieber einen Notenschnitt aus.

GS: Es braucht Mutige, die Offenheit vorleben. Dies wirkt ansteckend. Schnell gesellen sich Gleichdenkende dazu und werden zu «Gleichsprechenden», der Austausch kommt in Bewegung. So kann sich etwas verändern, im Menschen drin und auch im Kollegium.

SK: Unsere stärksten KritikerInnen sind ja wir selber.

GS: Das erlebe ich oft. Eine Lehrperson erzählte von einer Grenzüberschreitung. Ich hörte zu, verurteilte nicht – es ist menschlich, auch wenn es nicht passieren sollte. Die Lehrperson meinte anschliessend, es habe ihr gutgetan, nicht verurteilt zu werden, denn sie mache das schon selbst genug.

Es fehlt manchmal die Bereitschaft, anderen etwas zuzumuten. Wie können wir das ändern?

GS: Aufhören mit Hypothesen.

SK: In der Schule steht das Wohlfühlen im Zentrum. Die Vorstellung ist: Ich muss nett sein, darf die Kinder nicht mit Kritik konfrontie-



ren. Eine gute Lehrerin macht das so... Das läuft schnell mal in die Harmonie.

GS: Wohlfühlen heisst nicht, dass alles gut ist. Wir sind verletzbare Wesen, ertragen aber einiges. Wenn die Beziehung steht, kannst du Klartext sprechen. Entwicklung braucht Konfrontation, auch in der Beratung.

SK: Mit Schule assoziiert man, dass sich die guten Gefühle zeigen müssen. Es gibt aber auch andere Gefühle, die Platz haben müssen, weil sie zum Menschen gehören.

Welcher Lack ärgert Sie am meisten?

GS: Das doppelbödig Reden. Es ist alles gut... dabei ist es anders. Das mag ich nicht. Ich brauche aber einen gewissen Lack. Ich will mich nicht bei allen gleich authentisch zeigen.

Ein Wechsel, Lack, nicht Lack, ist menschlich. Wahlfreiheit ist auch hier wichtig. Schulz von Thun spricht von situationsgerechter Authentizität.

SK: Ich übe mich nach wie vor darin, mich vom Lack zu befreien. Ich wurde mit viel Lackbewusstsein sozialisiert. Das ärgert mich, da ich merke, wie prägend das war. Dass wir in diesem Land aber das Lackbewusstsein haben und am Lack kratzen dürfen, ist ein grosses Privileg. Shabby chic ist in Bezug auf Lack in. Es ist besser, wenn wir ein wenig Lack haben und am Lack kratzen dürfen, als wenn wir uns aalglatt zeigen.

Interview: Franziska Schwab